

(Nachdruck verboten.)

591

Esther Waters.

Roman von George Moore.

XXXVIII.

Sonntag, gleich nach Tisch, hatte Esther beabsichtigt, nach East Dulwich zu fahren, um Mrs. Lewis zu besuchen; aber gerade als sie die Thür hinter sich abschließen wollte, sah sie Sarah die Straße heraufkommen.

„Ah, ich sehe, Du willst ausgehen.“

„Das macht nichts; komm immerhin wenigstens auf einen Augenblick herein.“

„Nein, danke; ich will Dich lieber nicht aufhalten. Welchen Weg gehst Du? Vielleicht können wir ein Ende zusammengehen.“

Sie gingen zusammen Waterloo Place hinab und dann die Pall Mall hinunter. Auf Trafalgar Square fand gerade eine Volksversammlung statt, und Sarah mußte das alles notgedrungen mit ansehen und war gar nicht vom Fleck zu kriegen, so daß, als sie endlich an Charing Cross anlangten, Esther fand, daß sie gar nicht mehr rechtzeitig nach Ludgate Hill kommen könnte, um ihren Zug zu erwischen.

Sarah bedauerte dies sehr, aber es war nun nicht mehr zu ändern. Da jedoch in dem Embankment Gardens eine Musikkapelle spielte, schlug sie vor, sich dort hinzusetzen und ein wenig zuzuhören. Um sie herum ragten die vielen Niesenhôtels mit ihren zahllosen Fenstern und Balkonen gen Himmel empor. Es hatte am Morgen geregnet, und die Frauen mußten die Bänke erst mit ihren Taschentüchern abtrocknen, bevor sie sich setzen konnten. Eine ganze Menge Arbeitsleute mit ihren Frauen und Kindern waren dort und hörten der Musik zu. Aber Esther langweilte sich; die schmetternde Blechmusik klang in der öden Stille des grauen Londoner Sonntags dumm. Auch Sarahs Geschnatter war nichts weniger als amüsan, und Esther wunderte sich bloß, wie man über nichts und wieder nichts so viel reden konnte, und bedauerte mehr und mehr, daß sie ihren Besuch in Dulwich nicht hatte machen können. Plötzlich wurde im Laufe der Unterhaltung Bills Namen erwähnt, da begann das Gespräch ein wenig interessant zu werden.

„Ich dachte, Du wolltest ihn nie mehr wiedersehen; Du hattest es uns fest versprochen.“

„Es war ja auch nicht meine Schuld; es war eben ein reiner Zufall. Eines Tages, als ich noch mit Annie — das ist das neue Hausmädchen bei uns — von der Kirche zurückkam, bin ich ihm begegnet, und er hat mich angesprochen.“

„Und was hat er gesagt?“

„Er sagte: „Na, wie geht's Dir denn? Wer hätte gedacht, daß wir einander noch mal begegnen würden!““

„Und was sagtest Du darauf?“

„Ich sagte, ich wollte nichts mehr mit ihm zu thun haben. Annie war gleich vorausgegangen, und er blieb an meiner Seite und sagte, es thäte ihm sehr leid, daß er damals so — so — gewesen sei; es war nur eben gekommen, weil er gerade so viel Pech gehabt hatte.“

„Und das hast Du ihm geglaubt?“

„Ja; es ist dumm von mir, nicht wahr? Aber ich kann wirklich nichts dafür. Hast Du schon mal einen Mann wirklich geliebt?“

Ohne auch nur auf eine Antwort auf diese Frage zu warten, fuhr Sarah fort, weiter zu schnattern. Sie hätte ihm gesagt, er dürfte nicht mehr zu ihr kommen; aber sie meinte doch, es thäte ihm jetzt leid, daß er so zu ihr gewesen war. Sie erwähnte auch, daß er fort gewesen wäre, auf dem Lande irgendwo, und daß er sehr viel Interessantes ausgesprochen hätte bezüglich eines neuen Pferdes für den Cesarewitschpreis wenn das Pferd gewänne, würde er wieder obenauf sein.

Esther verlor endlich die Geduld.

„Es wird spät,“ sagte sie und blickte gen Westen, wo die Sonne bereits zu sinken begann. Die Wellen im Flusse plätscherten leise, und ein leichter, kühler Abendwind hatte sich erhoben, so daß die beiden Frauen fröstelten, als sie unter dem Bogen der Waterloo-Brücke hindurchschritten. Dann stiegen sie

eine hohe, steinerne Treppe hinan und kamen durch einen zweiten Bogen in den Strand hinein.

„Es ging mir ja, weiß Gott, schlecht genug, solange ich bei ihm war,“ sprach Sarah weiter. „Wir hatten fast niemals genug zu essen, aber ohne ihn fühle ich mich fast noch elender. Ich weiß, Esther, Du wirst mich auslachen; aber mein Herz ist schon halb gebrochen — ich kann nicht ohne ihn leben — ich könnte für ihn alles thun, was er von mir verlangte.“

„Das verdient er aber gar nicht.“

„Das ist ja ganz egal; Du weißt eben nicht, was es heißt, wirklich zu lieben; das weiß überhaupt nur eine Frau, wenn sie einen Mann wahnsinnig geliebt hat, der sie nicht wiederliebte. Hier in dieser Nähe haben wir mal gewohnt. Ist es Dir recht, wenn wir durch Drury Lane gehen? Ich möchte Dir das Haus zeigen, in dem wir gewohnt haben.“

„Ich fürchte, das wird ein großer Umweg für uns sein.“

„O nein, das wird es nicht; wir gehen um die Kirche herum und dort die Newcastle Street hinauf. Sieh, da ist so 'ne kleine Kneipe, in die gingen wir manchmal hinein. Da aßen wir dann Würste mit Zwiebeln und tranken ein Glas Bramntwein dazu.“

Sämtliche Höfe und Sadgäßchen hatten ihre Bewohner heute in die Straße hinausgespien. Große Mädchen, mit Tüchern um die Schultern, saßen in den Hausthüren und hielten kleine Babies im Arme. Alte Frauen kauerten auf den ausgetretenen steinernen Stufen; kleine Mädchen spielten Ball oder sprangen Seil auf dem schmalen Trottoir.

Einige Schritte weiter hinauf hatte ein Verkäufer seinen kleinen Verkaufswagen mit Geförrenem aufgestellt und nahm sämtliche Pennies dieser armen Bevölkerung für seine schlechte Ware entgegen.

Esther und Sarah kamen jetzt auf einen elenden, halb verfallenen Platz, auf welchem zwei Familien aus ihren respektiven Wohnungen im dritten Stockwerk heraus quer über die Straße hinüber verschiedene streitige Angelegenheiten in schreiendem Tone erörterten.

„Hier haben wir gewohnt,“ sagte Sarah und wies auf den dritten Stock eines der Häuser hinauf. „Wenn ich da hinaufsehe, überkommen mich allemal die alten Erinnerungen. Uebrigens sieht das Haus aus, als ob es bald einstürzen könnte. Dort drüben in jener Straße mußte ich mal ein gutes Kleid versehen gehen, weil Bill was zu trinken haben wollte, und man gab mir nur einen Schilling darauf! Und siehst Du dort jenen Laden? Na ja, er ist heute zu — es ist Sonntag, — das ist so 'ne Art Fleischerladen — er hat billiges Fleisch, Leber und Eingeweide und Lungen und solche Sachen; wenn wir Geld genug hatten, lief ich immer dort rüber und kaufte ein bißchen Fleisch und schmorte es dann zusammen mit Kartoffeln; das hat uns dann prächtig geschmeckt, kann ich Dir sagen!“

Sarah sprach so freudig und unablässig weiter von sich selbst; und Esther hatte weder Lust noch Mut dazu, sie zu unterbrechen. Aber sie erinnerte sie daran, daß es Zeit wäre, endlich weiter zu gehen. Sie gingen durch Catharine Street, dann durch Gudel Street, dann um die St. Gileskirche herum und kamen endlich in das Labyrinth von Soho zurück.

„Ich fürchte, ich habe Dich müde geschwächt,“ jagte Sarah. „Alles, was ich Dir da erzählt habe, kann Dich kaum interessieren.“

„Ach — wir kennen uns nun schon so lange,“ erwiderte Esther ruhig.

Sarah blickte sie von der Seite an, und dann, unfähig der Versuchung zu widerstehen, fuhr sie fort zu plaudern. Bill hätte dies gesagt, sie hätte jenes gesagt, und so weiter.

So schwatzte sie in einem fort, bis sie endlich an der Ecke von Old Compton Street anlangten.

Esther, die des öden Geschwäges nun wirklich müde war, reichte ihr die Hand zum Abschied hin.

„Du mußt wohl nun auch nach Hause zurück; willst Du noch erst ein Gläschen trinken?“

„Es geht zwar schon auf sieben, aber da Du so gut sein willst, ja, ein Glas Bier nehme ich gern an.“

„Bist Du immer dabei, wenn hier abends gewettet wird?“ fragte Sarah, als sie Abschied nahm.

„Ich achte nicht viel darauf, aber natürlich hört man doch so mancherlei.“

„Spricht man viel von dem Ben Johnson für den Cefarewitsch?“

„O, immerzu, alle sprechen von ihm.“

Sarahs Antlitz erhellte sich so zusehends, daß Esther sagte:

„Hast Du vielleicht auf ihn gesetzt?“

„Ach, 'ne Kleinigkeit; 'ne halbe Krone hat ein Freund für mich auf ihn gesetzt. Glaubst man, daß er gewinnen wird?“

„Sie sagen alle, daß, wenn er nicht gerade zusammenbricht, er sicherlich um 'ne halbe Meile gewinnen wird; es hängt alles von dem Zustand seiner Beine ab.“

„Sind die Betten auf ihn hoch?“

„O ja; ich glaube, man wettet schon zwölf gegen einen auf ihn. Aber wenn's Dich so interessiert, kann ich ja William mal fragen.“

„Nein, ach nein; ich wollte nur wissen, ob Du irgend was Neues darüber gehört hättest.“

XXXIX.

Sarah kam während der nächsten vierzehn Tage mehrmals nach dem „Kings Head“. Sie kam immer so um neun Uhr abends und blieb eine halbe Stunde, mitunter auch länger. Und der angebliche Vorwand ihrer Besuche war, Esther zu sehen. Jedoch erwies sich dieser Vorwand als unwahr, denn sie lehnte es jedesmal ab, ins Privatzimmer zu kommen, wo sie so behaglich hätten plaudern können, und zog es vor, im großen Gastzimmer zu bleiben, wo sie aufmerksam auf die Unterhaltung der Männer lauschte und beifällig nickte und lächelte, während der alte John ihr die Vorzüge des Pferdes auseinandersetzte.

In einem andern Abend konzentrierte ihr Interesse sich auf Journeyman, der ihr mit seiner Kenntnis von Gewichten und so weiter sehr imponierte; und die Gewichte, die bei dieser Sache in Frage kamen, schienen den Sieg zu einer Gewissheit zu machen. Denn Journeyman hatte dem Pferde sechs Stein zehn Pfund gegeben; der offizielle Handicapper jedoch hatte ihm nur sechs Stein sieben Pfund aufgebürdet.

„Diese Woche wird der Ben Johnson nach London geschickt; und wenn seine Vorderbeine nicht zusammenknacken, so kann man ruhig hundert Pfund auf das Pferd setzen,“ sagte er.

„Wieviel Kunden muß er machen?“ fragte Sarah.

„Er kauft jetzt jeden Tag anderthalb Meilen — übermorgen will man 'ne Probe mit ihm machen, bloß um zu sehen, ob er noch schnell laufen kann; und wenn er in der Probe nicht zusammenbricht, so können Sie ruhig als gewiß annehmen, daß er das Rennen gewinnt.“

„Wann werden wir das Resultat der Probe erfahren?“

„Ich erwarte Freitag früh einen Brief,“ sagte Staä. „Wenn Sie abends hierher kommen wollen, werde ich Ihnen sagen, was dringestanden hat.“

„Danke, danke sehr, Mr. Staä; nun muß ich aber gehen.“

„Ich habe denselben Weg wie Sie, Miß Luder, wenn Sie wollen,“ flüsterte Staä, „gehen wir ein Stück zusammen; dann werde ich Ihnen alle Einzelheiten über das Pferd erzählen.“

Als die beiden das Gastzimmer verlassen hatten, wandte sich die Unterhaltung drin auf das Thema, ob Frauen im Stande wären, vernünftig zu wetten.

„Ich setze bloß mal den Fall,“ sagte William, „daß meine Frau als Buchmacher auf den Rennplatz ginge. Ich wette, sie würde es nicht verstehen; sie würde womöglich hohe Wetten annehmen und selbst viel kleinere Summen auf den Favoriten setzen.“

„Ich weiß nicht,“ sagte Esther, „warum wir dümmer dabei sein sollten als ihr. Hast Du Dich vielleicht noch niemals geirrt? Wie war denn die Geschichte, die Du mir neulich erst erzähltest, von Syntag und dem andern Pferde?“

William hatte in der That in der verflossenen Woche einen schweren Verlust erlitten, indem er Wetten auf ein Pferd annahm, an welches er selber nicht glaubte; und alle jetzt im Lokal Versammelten lachten ihn herzlich dafür aus.

„Vom Buchmachen,“ sagte Journeyman, „will ich gar nicht sprechen, aber es giebt heutzutage schon eine Menge Weiber, die ganz schlau die Vorzüge eines Pferdes taxieren.“

(Fortsetzung folgt.)

Ausstellung der Berliner Secession.

I.

Von den 243 Bildern, die in der Secession hängen, ist eigentlich jedes in irgend einer Weise interessant. Und wäre es auch in negativer Richtung, immer giebt es wenigstens etwas zu lernen. Nur zwei Ausnahmen sind hier zu nennen, bei denen schlechterdings unerfindlich ist, weshalb diese Bilder hier hängen. Der Däne Christian Zahrtmann und der Italiener Gordigiani, um sie gleich vorwegzunehmen. Des Dänen tribiale „Italienische Mädchen“, „Kirchendiener“ und „König Salomo“ hängen allerdings schon so, daß man sie meist übersehen wird. (Gleich am Eingang links.) Der „Geiger“ des Gordigiani, der mit seinem Instrument in der Hand in ganzer Figur vor uns steht, ist so flau und charakterlos aufgesetzt, wie sich etwa junge Mädchen einen Geiger vorstellen. Dies könnte Fehler des Modells sein. Aber auch in der Farbe gebriecht es vollkommen an jener Kraft und Härte und eigenem Vermögen, die erst den Anfang künstlerischer Gestaltung für uns bedeuten. Dieser Mangel an Persönlichem wird noch fühlbarer in dem Portrait „Duse“. Hier ist nicht nur ein Mangel, sondern dies Portrait ist direkt eine Fälschung. Aus der Eigenart macht Gordigiani eine Flachheit; aus dem Charakter „Duse“ wird irgend eine geschmackvoll salonmäßige gekleidete Dame, die weiß, daß ein wenig äußerliche Pikanterie meist den Mangel an Geist und Tiefe verbeden kann. Durch solche Art charakterisiert der Maler sich, nicht die Dargestellte.

Gleich am Eingang, im ersten Saal, steht man den Dänen gegenüber.

Biggo Johansen zeigt diese ganz bezeichnende, dänische Art. Auf dem Bilde „Zwischen Künstlern“ sitzen die Menschen zusammen; jeder einzelne ist aufs feinste charakterisiert. Und die Sonnenluft der abendlich erleuchteten Stube umgiebt sie alle mit einem warmen Leuchten, das technisch sehr fein festgehalten ist. Auch auf dem andern Bilde, „Abendzettel bei mir zu Hause“, ist es dieses weiche Licht, das alle einhüllt, diese Betonung des Individuellen, richtig abgewogen im Ganzen, diese Natürlichkeit der intimen Pose, die all diese Köpfe richtig zu einander stellt. Bei den „Schafen am Meer“ erfreut das Grau der Tiere gegen das Blau des Wassers gefesselt, und die Weite des Horizonts. Die gleiche eigne Freiheit des großen Sehens zeigen die „Pferde auf der Wiese“. Ueberall eine Persönlichkeit, die unbekümmert redet.

Paulsens Bild „In der Heimat des Künstlers“ fällt auf. Er giebt da eine Reihe Portraits. Darauf kommt es ihm an. Auf die Köpfe und auf die ungezwungene Gruppierung und die Beleuchtung. Trotz der Größe hält Paulsen die Konturen weich. Jedoch leben diese Menschen kräftig ihr Eigenleben. Das sieht man ihnen an. Es ist eine große Geste der Bewegung in diesen Gruppen. Ein starrer Sinn für die Wirklichkeit.

Die einfache Größe Rielsens kommt in dem malerisch groß gesehenen „In der Hoffnung“ vollendet zum Ausdruck. Eine Frau sieht im Junpfraublauen Kleide in ganzer Figur gegen einen schwarzen Hintergrund, umschlossen von einem grauen Rahmen. Das Haar ist glatt zurückgelammt. Man sieht die Gestalt im Profil. Das Gesicht hat etwas Fehles, das Auge etwas starres Sinnendes. Die Hand stützt den Kopf.

Daneben hängt ein großes Sammelbild von Hammerhoi. Er bezeichnet es selbst „Fünf Portraits“. Diese Köpfe sind härter, sind plastischer gesehen. Jede Kleinlichkeit, einer Kleinlichkeitsucht zu liebe, ist ferngehalten. Nur das Charakteristische dominiert. Es steckt eine Größe darin, wie diese Menschen fest und ehrlich dastehen. Gerade ein klein wenig Ungeschicklichkeit ist hier Eigenart. Der Künstler malt sie ohne Pose. Wie monumental geradezu wirkt der junge Mensch im Vordergrund, dessen Gesicht ziemlich verdunkelt ist! Wie stimmt da in allem Farbe und Zeichnung.

Darüber hängen „Entwürfe zu den Fresken im Mausoleum zu Björneborg“ von Axel Gallén (Nuovesi, Finland), die durch die gleichmäßig beibehaltene dekorativ-großzügige Technik fesseln. Es ist schwer, über derlei Sachen etwas Abschließendes zu sagen. Es sind Entwürfe. Zweitens kennen wir den Raum nicht, in dem diese Sachen wirken sollen, für den sie gedacht sind. Es bleibt also nur übrig zu konstatieren, daß die nationale Eigenart Galléns, die an alle nordische Sagen erinnert, auch hier ungebrochen sich äußert, daß namentlich die Teile „Schneelandschaft“ und „Zimmermann“, sowie „Univerjum“ sich herausheben. Es ist merkwürdig, wie Axel Gallén als Freskenmaler so bescheiden sich zurückhält. Seine Art ist sonst trotziger. Es sind verhältnismäßig kleine Entwürfe, in denen eine eigenartig phantastische Stimmung festgehalten ist.

Rechts oben, über der Thür, hängt ein Bild von Vacker: „Abendmahl in der Kirche“. Eine weite Halle. Zu beiden Seiten des Altars, zu dem eine Gruppe herandrängt, hohe Fenster, die geöffnet den Ausblick ins Grüne frei geben. Dem grauen Stein des Innenraums entgegenwärtig dadurch ein frischer Gegenstand in dem grünen Laub, der die weite Halle, in dem die Menschen sich sammeln, weitet und den Gesamtton in der Luft so kühl stimmt.

Kraftvoll und groß wirkt das Portrait des Dichters Jonas Lie von Peter S. Kroher. Ohne Kleinlich zu werden, sind die Gesichtszüge dennoch getreu wiedergegeben und das Geistige stark betont.

Es ist eine erstaunliche Wucht und Meisterschaft lebendigen Könnens in diesem Bild.

Kroher selbst stellt ein Bild von Eugen dar. Ein frisches, in seinen Farben echt nordisches Bild! In sonniger Landschaft, am Strande, gegen blaues Wasser, steht der Maler in gelbem Anzug; er gleicht eher einem Jäger als einem Künstler. Die klare Durchsichtigkeit der Luft läßt alle Farben heller erscheinen als bei uns, und die scharfen Augen der Bewohner dieses Landes sind gewohnt, sie so zu sehen. Es kommt da eine nationale Eigenart heraus.

Magnus Endens Bilder machen zuerst einen abstoßenden Eindruck. Sie scheinen ungeschickt, farblos, roh. Aber dieses eigenartige Härte ist nicht Unfähigkeit. Enden verschmäht die Farblosigkeit. Seine Menschen sind wie Plastiken. Doch lebt in diesem Künstler ein ernster Sinn für selbständiges Suchen. Namentlich das „Atelier-interieur“ ist eine tüchtige Arbeit.

Von A. Zorn (Schweden) kennt man leuchtendere Bilder. Hier in dem „Portrait meiner Frau“ fehlen die Gegenläge, die sich gegenständig steigern. Diese Masse leuchtendsten Rots des Mantels und der Mütze verlagert ein wenig, wenn auch immerhin die Wirkung kräftig genug ist, um suggestiv zu wirken. Doch so frisch, so elementar, so nordisch-lüthl wie sonst, ist er hier nicht. Die Charakteristik ist mit Verbe gegeben, sie ist die Charakteristik seines Volkes: gesundeste Natürlichkeit der Masse, die Natur und Kultur eigenartig in sich verbindet!

E. Werenskiölds Edo. Grieg, den der Maler in scharfer Profilstellung portraitierte, ist ein schwaches Bild. Die Farbe ist matt, schlimmer noch, flau, und die Charakteristik bleibt sehr oberflächlich. Besser gelingt ihm das Portrait eines alten Herrn. Doch zeugt auch dies nicht von sonderlicher Eigenart.

Rings „In der Gartenthüre“ ist eine ehrliche Arbeit.

Im zweiten Saale links hängt „Die Scholle“. Dieser Münchener Vereinigung, die unter eigener Furcht ausstellt, gehören ausschließlich jüngere Künstler an. Sie rechtfertigen den guten Ruf, den sie besitzen. Sie alle streben, sich zu vervollkommen, reifer zu werden, sich wirklich zu entwickeln.

Leider muß man bei dem Leiter dieser Vereinigung vorerst eine Ausnahme machen. Wenn jemand ein so rohes Nachwerk wie den „Fechter“ der öffentlichen Beachtung anheimstellt, so verdient das unverhohlenen Tadel. Fritz Erler hat Talent. Und ein Talent ist, nicht dazu da, gemißbraucht und bis zu Ende gepeitscht zu werden bis die Dummheit eintritt, sondern ein Talent ist nur der Anfang auf einer möglichen Bahn. Es will geleitet sein. Wer etwas so lächerlich Unmögliches giebt wie Erler, der muß sich späterhin, will er ernst genommen sein, erst wieder rehabilitieren.

Im einzelnen heben sich heraus: eine durchaus ehrliche und tüchtige Arbeit von Feldbauer, ein Pferdeportrait. Das ein wenig merkbare Ungeschick schadet nicht. Erler-Samaden mit zwei kräftigen Schneelandschaften. L. Puz giebt ein in der Farbe sehr warmlebendiges Bild „Im Park“ und ein ein wenig oberflächliches „In der Laube“. Das dritte Bild „Schneedenmutter“ ist einfach glatt geschmacklos. Dehlers „Maitag“ und „Winternmorgen“ sind gute und zuverlässige Arbeiten, ragen jedoch nicht sehr über dieses Mittelmaß hinaus. Eichler, Georgi, Münzer, Püttner, Voigt vervollständigen mit tüchtigen Arbeiten das Gesamtbild dieser Vereinigung.

Weil wir gleich bei München, das zahlreich vertreten ist, so wundern wir uns darüber, daß ein Maler wie Stud sich selbst so andauernd in Mißkredit bringt, wie jetzt wieder mit seinem „Richard Wagner“, der Denkbild äußerlich nachempfunden ist und wie ein Druck wirkt. Farblos werillos. Als Charakteristik äußerlich. Stud hat nie viel unter „Geist“ zu leiden gehabt. So treibt es Stud nun schon seit Jahren. Mit überraschender Verbe (Folge natürlicher Vergabung, die er ungleich begibt) setzte er einst ein. Man wartete immer auf die Selbstbestimmung. Sie blieb aus. Nun lebt er fröhlich und guter Dinge in dem München, das für solche Naturen den Ruin bedeutet. Es ist traurig, dieses Sinken verfolgen zu müssen. Diese Herren glauben, des Lernens überhoben zu sein — München erzieht dazu — und dünken sich sehr selbstherrlich und untadelhaft vollkommen. Und jeder Pinselstrich von ihnen, meinen sie, muß andern eine Götterfreude und eine Offenbarung sein.

Licht und freundlich ist Uhd's „Der Leierkastenmann kommt“, einheitlich und frei in der Komposition. Alle diese Farben stehen für sich und gehen doch gut zusammen. Aus dem Ganzen spricht eine intime Lokalstimmung.

Einen breiten Vortrag bekundet Strobenz in dem „Eigenen Knaben“. E. Steppes wirkt mit seinem „Oberbairischen Vorland“ natürlicher und wärmer als sonst, wenn er alte Vorbilder archaisch und gequält nachempfinden will.

Einzigartig ist wieder Strahmann. Man muß sich lange in ihn hineinsehen und ich kann mir leicht denken, daß er zuerst sehr merkwürdig berührt. Das dauert aber nicht lange. B. W. „Der heilige Franz von Assisi“. Welch prächtvoll lebendige Komik liegt in diesem von der Richtigkeit seiner salbungsvoll vorgetragenen Anschauungen so überzeugten Prediger! Welche erschütternde Dummheit offenbaren diese stumpfsinnig grotesk aufgerissenen Lippen, die lehrhaft irgend eine Seichtheit verarbeiten.

Rud. Uhlmann-Zittau bleibt mit dem Wilde „Gühner“ seiner alten Art getreu. In „Nach dem Gewitter“ betritt er ein neues Gebiet. Er giebt eine Luststimmung im Dorfe und setzt eine Figur hinein.

Friedrich ruht die Schweineherde Oberländers. Amor steht auf einem andern Wilde neben dem Löwen und blickt recht dumm drein.

Lichtenberger giebt drei geschmackvolle Bilder. Das „Souper“ ist in der Luft gut gelungen und die Haltung fein beobachtet. In „Variété“ ist der Raum originell geweitet und es meldet sich da etwas wie eine eigne Phantasie. Am besten ist er in seiner Studie: Das Bild einer Dame, das seine, malerische Reize enthält.

Etwas einseitig ist Venno Becker, in seiner Stoffwahl sowohl wie Farbengebung. Immer wieder sieht man von ihm diese italienischen Landschaften, blaß und schwer. Vom künstlerischen Standpunkte läßt sich nichts gegen sie einwenden. Doch berührt es bei der farbigen Mannigfaltigkeit der äußeren Welt eigentümlich, wenn ein Künstler immer wieder so sich selbst kopiert. Doch hat man bei Becker wenigstens den Eindruck, daß er diesem Stoff, diesen melancholischen Landschaften treu bleibt, weil es seinem inneren Wesen entspricht.

Das merkt man bei G. v. Habermann nicht. Nur äußerlich kann man diese beiden so zusammen nehmen. Habermann ist ein unglaublich geschickter Maler und sofort merkt man bei ihm, daß er kann. Er beherrscht den Pinsel. Und so, da es ihm nun leicht gemacht ist, merkt man leider sehr oft, daß er nicht recht will. Hand und Auge funktionieren virtuos. Aber dafür schweigt das Innere. Er hat keine Beziehung zu seinem Bilde. Man weiß eigentlich nicht, warum er es malt. Er sagt uns also nicht viel. Er giebt unserm Auge einige flotte Pinselstriche zu sehen und ein lebendiges Farbenineinander, das sich wie in einem Gewühl zudend ineinander schlingt, als lebten diese Farben gleich Schlangen. Doch dann ist es aus. Was man also sieht: ein malerisches Talent, zweifellos, im höchsten Grade. Was man weiter sieht: schade, daß er so leichtsinnig wirtschaftet. Wie bei Stud. München ist für manche eine direkte Gefahr.

In zwei harmonisch gestimmten Bildern „Am Kamin“ und „Die Blümmalerin“ zeigt Vordardt seine an den alten Holändern geschulte Eigenart. Er liebt das leise Dämmern in der Stube, wo die Gesichter verschwimmen und irgend ein delikater Stoff seidig herausleuchtet.

Der „Knabenakt“ von Landenberger hält sich sehr weich und aufgelöst in der Luft.

Etwas oberflächlich wirkt Klein. Diese in der Hängematte sitzende Dame und dieser Terrier sind so gemalt, wie man malt, wenn man die Dinge äußerlich betrachtet. Er giebt nichts von sich hinzu. Er schöpft malerisch den Gegenstand nicht aus.

Wenig erquicklich wirkt A. v. Keller mit seiner „Aufertvedung“. Farbige Empfindung ist wohl darin: mit ein paar hellen Farbensleden eine suggestive Vorstellung zu wecken. Jedoch bleibt die Empfindung äußerlich und im Effektivvoll-sein-sollenden haften.

Kandinsky ist eifrig bestrebt, seine Grenzen zu erweitern. Sein malerisches Können wird voller, kräftiger.

Jawlensky giebt geschmackvolle Stillleben, G. v. Heyden ein paar prächtvolle Truthähne. Außerdem sind noch Treumann, Reifferscheid, Pieyich zu nennen.

Ernst Schur.

Kleines feuilleton.

— Peter Hille ist am Sonnabend im Kreiskrankenhaus zu Großlichterfelde gestorben. Der Dichter wäre im September 50 Jahre alt geworden. Hille ist an seiner Bedürfnislosigkeit zu Grunde gegangen. Anderen war das eine Waffe, mit der sie sich oben hielten in den Zeiten ärgster Bedrängnis; er war zu weich, das reine Kind; daß jeder sein Leben sich erkämpfen müsse, davon hatte er zeitlebens keine Ahnung. Er wartete. Wartete und sann. Rahm Almojen, die nicht zu bitter schmeckten, so lange sie von Mißliebenden kamen. Gewöhnte sich aber mäßig daran. Und so zerrann ihm das Leben, verzettelte sich sein Talent. In den letzten Jahren war es wieder wie ein Aufleuchten. Er veröffentlichte einiges, richtete sich eine Art Cabaret ein. Manchem schien es, als stände er schon auf eignen Füßen. Jetzt ist er dahingegangen. In Zehlendorf fand man ihn, mit Wunden im Antlitz.

Hille hat ein größeres Werk hinterlassen, den Roman „Die Socialisten“. Das Buch ist 1886 bei W. Friedrich in Leipzig erschienen. Durch den Riesensatz, mit dem es anhebt, hat sich wohl seiner durchgefunden. Wer Hille kannte, hat sich über ihn geärgert; hat oft hell aufgelaßt, wenn er daherkam, den Mund aufsthat. Gut war ihm jeder. —

Die Erben. Waren einmal zwei Brüder. Hans hieß der ältere. Gern hätte er seinem Bruder Peter die Halbscheid seines Hofes abgetreten. Dann aber wären alle beide nur Kleinbauern gewesen.

So aber war er Großbauer, der etwas vorstellte in der Gemeinde und den man überall respektierte.

Darum auch hatte man ihn zum Vorsteher gewählt.

Ja, was war da zu thun?

Wie konnte er dem Peter etwas abtreten, ohne sich selbst Schaden zu thun?

Ja, so ging's!

Einen Brahm wollte er ihm bauen lassen.

Einen großen Brahm.

Da konnte er dann hinausziehen, fischen nach Herzenslust und alle Gewässer als sein Reich betrachten.

Und so standen sie dann gleichberechtigt neben einander. Und der eine brauchte dem andren nichts zu geben, nichts zu nehmen. Würde das schön sein!

Und als nun Peter vom Felde kam und die Hacke in die Erde stellte: „Junge, Junge, heu' id di over eene Smacht am Hals!“ da eröffnete Hans dem Peter sein Vorhaben.

„Zuberstan!“ nickte Peter und griff zum Löffel.

Und nun löffelten sie unschuldig mit der Großmagd und dem Sütemädchen aus der großen, grünlackierten Schüssel. —

Peter Hille.

h. g. Die drei gestrengen Herren. Die ältesten Leute wissen sich zu besinnen, daß stets am 11., 12. und 13. Mai, oder, wenn es sich um Süddeutschland handelt, am 12., 13. und 14. Mai die vorherige Wärme durch jäh einbrechende Kälte abgelöst wurde, dermaßen, daß die junge Knospentwiel sicher leiden mußte, wenn sie nicht gar völlig erfror. Aber das Gedächtnis der ältesten Leute erweist sich doch hin und wieder als trügerisch, und auf dies geschwächte Gedächtnis wollen wir uns lieber nicht verlassen, sondern nachsehen, ob etwa ein wissenschaftlicher Grund sich dafür anföhren läßt, daß gerade an den genannten Tagen des Mai ein Kälterückfall eintritt muß.

Dove, der Vater der modernen Meteorologie, erklärt die gestrengen Herren für Amerikaner; er sagt, daß gerade in der fraglichen Zeit des Jahres von den an der amerikanischen Küste des atlantischen Oceans ziemlich während des ganzen Jahres vorhandenen beiden Luftströmungen, der in höheren Luftschichten vom Äquator kommenden und der in tieferen Schichten der Atmosphäre vom Thal her wehenden, die letztere übermächtig wird und sich dermaßen ausbreitet, daß sie bis nach Deutschland gelangt und hier die von den polaren Gegenden stammende Kälte ablagert. Ein neuerer Meteorologe sagt, die gestrengen Herren stammen aus Scandinavien; hier wird an der Grenzscheide von Land und Meer am Tage die Luft über dem Lande stärker erwärmt als die über der See, bei Nacht aber kühlt sich die Luft über dem Erdreich stärker ab als über der Wasser, und diese Gegenätze spizen sich nun gerade um die Mitte des Mai so zu, daß die kalte Seeluft des Tages, die kalte Landluft der Nacht uns Deutschen zuströmen und die große Kälte zur Folge haben. Ein anderer namhafter Meteorologe endlich hält die gestrengen Herren im Gegensatz zu dieser nordischen Herkunft für Südländer, für Ungarn. Ueber der wasserarmen ungarischen Ebene erwärmt sich die Luft besonders stark, dabei dehnt sie sich aus, sie wird dünner und es entsteht ein barometrisches Minimum. Die Luft, die sich an allen Orten mit stärkerem Aufdruck befindet, strebt nach diesem Minimum, und zwar um so lebhafter, je stärker der Druck ist; dieser befindet sich in der kritischen Zeit über Rußland, das dann noch die größte Kälte hat. Auf ihrem Wege von Rußland nach Ungarn unterliegt die Luft aber einer Einwirkung, die im Buys-Balotschen Gesetz ausgesprochen ist. Infolge der Erddrehung wird nämlich auf der nördlichen Hälfte eine Luftbewegung, die von Norden kommt, nach Westen abgelenkt, eine von Süden kommende nach Osten; auf der südlichen Erdhälfte sind die Ablenkungen umgekehrt gerichtet. Infolge dieses Winddrehungsgesetzes wird die russische Luft, die in's Ungarland strömt, nach Westen, d. h. nach Deutschland abgelenkt, und daß ist nach dieser Theorie die Ursache des Entstehens der drei gestrengen Herren, die — ganz entsprechend der Theorie — in Süddeutschland um einen Tag später auftreten als in Norddeutschland, weil die russische kalte Luft, wenn sie nach Norddeutschland gekommen ist, einen Tag braucht, um nach Süddeutschland zu gelangen. —

Nun läßt sich ja gegen diese drei Lehren und ihre Wichtigkeit nichts einwenden, aber es ist doch bedenklich, daß drei von einander so verschiedene Ursachen so zusammenwirken sollen, daß das Resultat sich nun gerade in jedem Jahr an einem ganz bestimmten Datum äußert. Weil man nicht weiß, welche Theorie die größte Sicherheit beanspruchen kann, werden alle drei bezüglich der Wirkung an einem gewissen Datum gleich verdächtig. So wollen wir denn die wissenschaftlichen Theorien in allen Ehren, zusehen, ob thatsächlich regelmäßig vom 11. bis 13., resp. vom 12. bis zum 14. Mai ein Kälterückfall eintritt.

Man sagt, gestrenge Herren regieren nicht lange. Die gestrengen Wetterherren machen das Sprichwort zu Schanden, denn sie regieren schon seit Jahrhunderten. Die Nachrichten über das Vorkommen der Kälte an den bewußten Tagen des Mai reichen in Zeiten zurück, die weiter von uns entfernt sind, als die Einführung des Gregorianischen Kalenders. Nun ist aber seit dieser Einführung eine Datumsverschiebung eingetreten, die sich z. B. an der Differenz des russischen Kalenders, der die Gregorianische Einrichtung nicht kennt, von unserm westeuropäischen bemessen läßt, und die sich heute auf 13 Tage bemißt. Wenn also vor Gregor die Kälte in Norddeutschland am 11., 12. und 13. Mai eintrat, wie die alten Nachrichten besagen, so mußte sie jetzt auf die Daten des 24., 25. und 26. Mai fallen,

oder, wenn die heutigen Daten gelten, mußte die Kälte vor der Kalenderreform am 28., 29. und 30. April eingetreten sein.

Ein Meteorologe hat sich die Mühe nicht verdröhen lassen und aus früheren Wetterbeobachtungen für den Zeitraum von 20 Jahren festgestellt, wie sich in diesen 20 Jahren die Sache verhielt, es zeigte sich, daß mit fast völliger Regelmäßigkeit an den fraglichen Tagen des Mai eine einmal stärkere, einmal geringere Abkühlung eintrat. Damit hätte er sich begnügen können, aber in großer Gewissenhaftigkeit untersuchte er auch die Maitage in den vorhergehenden 20 Jahren, und da fand er in der überwiegenden Zahl von Jahren keine Kälterückfälle. Wir ersehen daraus, daß die vielberufenen Maitage durchaus nicht immer mit Kälterückfällen ausgestattet zu sein brauchen. Dagegen wissen wir ja ohnedies, daß auch in andren Monaten plötzlich einmal eine starke Kälte auftritt, und so kann dies denn auch im Mai vorkommen, und wenn das der Fall ist, so wird wohl eine der drei vorher erwähnten theoretischen Ursachen oder mehrere von ihnen zugleich zu Grunde liegen, und wie auf andren Maitagen kann die Kälte auch einmal am 11., 12. und 13. vorkommen, aber dies ist keine an das Datum mit Notwendigkeit gebundene naturgesetzliche Erscheinung, sondern eine zufällige.

Wie mag nun aber die Sache von den drei gestrengen Herren entstanden sein? Vermutlich ebenso wie abergläubische Lehren sich bilden. Man wird die Fälle im Gedächtnis behalten haben, in denen wirklich an den verdächtigen Maitagen Kälte herrschte, diejenigen, in denen es nicht der Fall war, werden vergessen. Dabei werden die Fälle, in denen im Mai Kälte herrschte, um so leichter auch später in die Erinnerung zurückgerufen werden, als eben in diesem Monat die Pflanzen gerade so weit entwickelt zu sein pflegen, daß die Kälte ihnen schweren Schaden bringt, während sie in späteren Monaten schon widerstandsfähiger sind.

Also ein Naturgesetz ist es nicht, daß am 11., 12. und 13. Mai bei uns Kälte herrscht, und ob es diesmal der Fall ist, werden erst am 15. Mai diejenigen wissen, die dann leben. —

Notizen.

— Die Neue Gemeinschaft veranstaltet am 15. Mai auf ihrem Grundstück in Schlachtensee eine Trauerfeier für Peter Hille. —

— „Sommergäste“, ein neues Schauspiel von Gorki, wird demnächst im Moskauer künstlerischen Theater erstmalig in Scene gehen; das Stück giebt diesmal ein Sittenbild aus dem Leben der reichen und gebildeten Gesellschaft Rußlands. —

— Der philharmonische Chor hat für seine Konzerte im nächsten Winter die Aufführungen folgender Werke in Aussicht genommen: Joh. Seb. Bach, Vier Kantaten. Hugo Wolf, Die Christnacht (zum erstenmal). L. v. Beethoven, Missa solennis. Richard Strauß, Tallefer (zum erstenmal). Joh. Brahms, Ein deutsches Requiem. —

— Victor Holländers Operette „Der rote Kosal“ erzielte bei der ersten Aufführung im Wiedner Theater in Wien eine sehr beifällige Aufnahme. —

— Der Preis des Verbandes der Kunstfreunde von 1000 M. für eine künstlerische Vereinsgabe wurde einer farbigen Steinzeichnung „Abendfrieden“ von Karl Wiese in Grözingen zugesprochen. —

— Der Meteorologe Teisserenc de Bort an der Pariser Akademie der Wissenschaften hat eine Mitteilung ergehen lassen, worin er die Ergebnisse über die Erforschung der Luftverhältnisse in großen Höhen durch Vermittlung von sogenannten Versuchsballoons zusammenfaßt. Im Sommer betrug die Luftwärme, wenn sie am Erdboden zu 13 Grad bestimmt wurde, in 500 Meter Höhe noch etwas mehr, nämlich 14 Grad, und nahm dann fortgesetzt ab. Der Gefrierpunkt wurde zwischen 3000 und 4000 Meter erreicht. In 10000 Metern herrschte eine Kälte von — 45 Grad und in 14000 Metern eine solche von mehr als — 51 Grad, jedoch wurde die niedrigste Kälte mit — 52,7 Grad in 12000 Metern gemessen. Im Winter war die Kälte in den höheren Luftschichten selbstverständlich noch bedeutender. In 1000 Meter Höhe war die Luft stets unter dem Gefrierpunkt kalt, und in 10000 Meter Höhe wurden bereits — 53 Grad gemessen. Die tiefste Kälte wurde mit fast — 53 Grad in 11—12000 Meter Höhe ermittelt, während in 14000 Meter wieder eine Abnahme bis auf — 55,5 Grad festgestellt wurde. —

— Gegen Bluthaus an Fruchtbäumen wird Verpinselung der erkrankten Stellen mit gekochtem Leinöl empfohlen. —

— Gehälter. Die „Neue Züricher Zeitung“ schreibt: Vielsagende Vergleichen kann man machen, wenn man in der „Prätigauer Zeitung“ als gesucht ausgeschrieben sieht: Nach Herden einen Lehrer, Dienstzeit 24 Wochen, Gehalt 400 bis 500 Franken; nach Tschappina einen Lehrer, Dienstzeit 24 Wochen, Gehalt 450 Franken; nach Schiers-Stels einen Lehrer, Dienstzeit 24 Wochen, Gehalt 400 Franken; nach Pagig einen Lehrer, Dienstzeit 24 Wochen, Gehalt 500 Franken. Dann aber: nach St. Andrien einen Viehhirten, Dienstzeit etwa 14 Wochen, Gehalt 500 bis 550 Franken. —